West, End

Wie schlecht es dem Ruhrgebiet geht, zeigt sich auch daran, wie erpressbar es ist. Viele meinen, dass ein Viertel nur abgerissen wird, weil es der Industrie nutzt

Von Stefan Klein

Für Markus Hagedorn ist es eine Charakterfrage. Nicht, dass er nicht manchmal Momente des Zweifels erlebte und dächte, scheiß' drauf, lass' es, aber dann rührt sich gleich wieder das Gerechtigkeitsempfinden, und er sagt sich: „Es kann doch nicht sein, dass man in einem demokratischen Land so herumgeschubst wird." Und macht weiter. Mit Eingaben und Protesten, mit Brandbriefen und Klagen. Aber die Bagger kommen näher, neun Häuser haben sie in seiner Straße in den letzten Wochen geschleift. Aber Hagedorn weigert sich aufzugeben. Er und der alte, schwerbehinderte Herr Hoffmann ein paar Häuser weiter, die letzten Mohikaner.

Ein Stück weiter, umme Ecke, wie man im Ruhrgebiet sagt, wohnt Yasar Durmus. Kaiser-Wilhelm-Straße. Ein Klang nach großen Zeiten. Durmuz hat hier ein Haus gekauft, in den neunziger Jahren war das, er hat viel 'reingesteckt, hat Keller und Flure neu verputzt, hat neue Kabel verlegt, es schien eine gute Investition zu sein. Doch nun soll er raus, die Stadt Duisburg drängt ihn zu verkaufen, zu einem schlechten Preis, wie er findet. Er werde unter Druck gesetzt, sagt Durmus, die meisten Häuser in der Straße seien schon leer, „eine Schande". Er selber will aber nicht aufgeben. Allein bei der Vorstellung ausziehen zu müssen, tue ihm „das Herz weh".

Unser klein' Amerika – so haben sie es mal empfunden, damals.

Bruckhausen ist ein Stadtteil im Duisburger Norden. Das gigantische Thyssen-Stahlwerk auf der einen Seite, „Thyssen-Krupp Steel Europe", wie es heute heißt, eines der größten Hüttenwerke weltweit. Auf der anderen Seite, getrennt nur durch die Kaiser-Wilhelm-Straße, die Stahlstadt Bruckhausen, unser klein' Amerika, so empfanden sie es damals, als im Schatten von Zeche und Hüttenwerk, im Sog aufregender Veränderungen, eine neue Stadt entstand. Mehr als hundert Jahre ist das her.

Die Nähe zu dem rauchenden, dampfenden, feuerspeienden Koloss war früher schiere Normalität, später wusste man nicht mehr so recht, ob man es faszinierend oder gruselig finden sollte. Günter Wallraff siedelte seinen Türken Ali in Bruckhausen an, und da war dann schon durch den Buchtitel klar, wo man sich befand: „Ganz unten". Auch Schmuddelkommissar Schimanski bediente in den Straßen von Bruckhausen gerne das beliebte Klischee vom hässlichen Ruhrgebiet. Es verfestigte sich das Bild vom Problemviertel, und in der Stadtverwaltung von Duisburg holten sie einen alten Plan aus der Schublade.

Es war ein Rückgriff auf die siebziger Jahre, als die Plattmacher in den Kommunen noch freie Bahn hatten. Was dem Fortschritt im Wege stand – weg damit! Flächensanierung wurde zum beliebten kommunalpolitischen Gesellschaftsspiel. Bau- und industriegeschichtlich bedeutsame Stadtteile fielen ihr zum Opfer, und Bruckhausen sollte keine Ausnahme sein. Dann kam in der Düsseldorfer Landesregierung ein neuer Städtebauminister ins Amt, Christoph Zöpel, fortan ging es ums Erhalten und nicht mehr ums Abreißen, und Bruckhausen kam gerade noch mal davon.

Doch die nahezu mittelalterlich anmutenden Methoden des Zerstörens und Vertreibens, die längst als unbrauchbar und unmenschlich geächtet zu sein schienen, sollen jetzt im zweiten Anlauf in Bruckhausen doch noch Anwendung finden. Ein alter Plan, ein neues Etikett: Zwischen Stahlwerk und Siedlung soll eine Grünfläche gezwängt, die Nahtlage gleichsam aufgeschnitten und so die Belastung durch Lärm und Feinstaub verringert werden. Alles zum Wohle Bruckhausens, versteht sich, nur dass Bruckhausen für diese Maßnahme zu einem beträchtlichen Teil vernichtet werden muss. Der Preis besteht in 121 Häusern, 340 Familien, 779 Menschen.

Mehr als zwanzig Häuser sind bereits abgerissen, die Bagger scheinen unaufhaltsam zu sein, doch gleichzeitig läuft jetzt, vielleicht ein bisschen spät, eine Protestwelle an. Es sind weniger die Bewohner Bruckhausens, die bestehen zu vier Fünfteln aus türkischstämmigen Migranten, und so gut sie dort auch integriert erscheinen, so trauen sie sich doch nicht wirklich zu einer Form von Widerstand, wie er in den siebziger Jahren im Ruhrgebiet geleistet wurde. Damals kämpften Bergleute in Eisenheim, Flöz Dickebank und anderswo erfolgreich für den Erhalt ihrer Arbeitersiedlungen.

Heute sind es Professoren, Architekten und Historiker. Es ist der Ex-Minister Zöpel, es ist Duisburgs Altoberbürgermeister Josef Krings, es ist der Vorsitzende des Deutschen Werkbunds, Roland Günter. Letzterer hat seinerzeit in Oberhausen mitgekämpft für den Erhalt von Eisenheim und ist sogar demonstrativ mit seiner Familie in eines der bedrohten Bergmannshäuser eingezogen, in dem er heute noch wohnt. Ein Veteran wie er und viele andere lassen sich mit Mahnungen und Protesten hören, um vielleicht doch noch zu verhindern, was Professor Wolfgang Sonne vom Deutschen Institut für Stadtbaukunst „städtebaulichen Irrsinn" nennt.

Allen diesen Warnern gilt Bruckhausen als ein hochkarätiges Geschichtsdenkmal. Thomas Parent, stellvertretender Direktor des westfälischen Industriemuseums in Dortmund, sagt, nirgendwo sonst im Ruhrgebiet sei ein vergleichbares „Bauensemble aus Hüttenwerk und Stahlstadt" erhalten, nirgendwo sonst sei die „Verstädterungsgeschichte" des Reviers „anhand von originaler Bebauung" noch so gut ablesbar.

Aber bei aller Denkmalwürdigkeit – muss man nicht den Feinstaub in Rechnung stellen, mit dem ein Teil des Ensembles den anderen belastet? Hat die Stadt am Ende nicht doch recht, wenn sie einen Puffer schaffen will zwischen Bürgern und Luftverschmutzern? Man macht sich auf ins Rathaus von Duisburg und trifft dort den Stadtdirektor Dr. Peter Greulich. Der ist Grüner und erklärt einem zunächst einmal, wie sehr sich die Umweltsituation in Bruckhausen in der letzten Zeit verbessert habe. Allein die Stilllegung der alten Kokerei habe „eine wahnsinnige Entlastung" gebracht.

Die Hälfte der Kosten für Sanierung und Grüngürtel spendiert Thyssen-Krupp.

Das hört man gerne – nur fragt man sich, wie es zusammenpasst, wenn Greulich anschließend die Notwendigkeit der Grünfläche mit genau dieser Umweltsituation begründet, die sich doch angeblich so gebessert hat? Vielleicht ein kleiner Widerspruch? Es sei eben, sagt Greulich, die Belastung „noch nicht komplett eliminiert". Es ist ein ziemlicher Eiertanz, den der Mann da aufführt, und er hat seine Gründe. Es scheint nämlich, dass Lärm und Staub nur vorgeschoben sind, denn wenn es wirklich darum ginge, wäre es mit den paar Häusern nicht getan. Dann müsste man vermutlich in einem Umkreis von mehreren Kilometern abreißen.

In Wahrheit, und das wird man auch bei der Stadt Duisburg wissen, ist die Umwelttechnik inzwischen so weit, dass sich das Nebeneinander von Schwerindustrie und Wohnen nicht mehr gegenseitig ausschließt.

Was aber ist dann der Grund für dieses Projekt, das Widerstände weckt und immerhin 72 Millionen Euro kostet?

Thyssen-Krupp ist ein Weltkonzern. Er hat Macht, Einfluss, Geld. Sein Duisburger Werk mit seinen vier Hochöfen produziert zwölf Millionen Tonnen Roheisen im Jahr und beschäftigt 12 000 Mitarbeiter. Jede Menge Zulieferer kommen noch dazu. Der Werkskomplex mit siebzig Kilometern Straße und 300 Kilometern Schienenweg ist eine Stadt in der Stadt. Die Stadt Duisburg dagegen ist ein armer Schlucker, pleite, abgerissen, und wenn es sich um einen Menschen handelte, dann würde er mit einem Hut vor sich an irgendeiner Straßenecke hocken und um milde Gaben bitten.

Wer mag da wohl von wem abhängig sein?

Tatsache ist, dass Thyssen-Krupp vor der entscheidenden Ratssitzung der klammen Stadt Duisburg zwecks Finanzierung des Vorhabens ziemlich genau die Hälfte der Kosten als Spende überwiesen hat: 35,9 Millionen Euro. Als milde Gabe? Aus Großherzigkeit? Oder könnte es sein, dass das Unternehmen mit der, wie es in einer Erklärung heißt, „höchst sinnvollen" Maßnahme, die den Stadtteil Bruckhausen aufwerten und „attraktiver" machen werde, ureigene Interessen verfolgt? Einiges spricht dafür. Thyssen-Krupp, so hört man, habe das Projekt deswegen betrieben, weil es Abstand schaffen wolle zum Wohnviertel. Denn nur dann könne es auf seinem Gelände frei schalten und walten und vor Beschwerden und Klagen der Anwohner sicher sein.

Wenn dies das Ziel ist, dann ist der Konzern ihm bereits ziemlich nahegekommen. Bruckhausen bietet inzwischen, jedenfalls in dem Teil, der verschwinden soll, ein Bild von sozialem Elend und baulicher Tristesse. Nicht, dass man den Glanz von einst nicht noch ahnen könnte unter all dem Verfall. Die aufwendig gestalteten Stuckfassaden erzählen von der architektonischen Pracht der Gründerzeit, und als Markus Hagedorn 2007 sein dreistöckiges Haus in der Heinrichstraße ersteigert, da ist er zu Recht stolz auf seinen Besitz. Er mag sein Haus, er mag die Straße, er mag die Mischung aus Migranten und Deutschen, er mag seinen marokkanischen Nachbarn, er findet „die Ecke hier toll".

Aber die ersten Warnzeichen sind unübersehbar. Im Haus gegenüber sind die Fenster zugemauert, das Nachbarhaus rechts ist leer und befindet sich in der Zwangsversteigerung. Dann kommen die Bagger, und es fallen Häuser. Plötzlich heißt es, wer geht, bekommt eine Umzugsprämie von der Stadt, und da gehen die Ersten. Dem marokkanischen Nachbarn ziehen die Mieter weg, und da verkauft er sein Haus an die Stadt. Andere Hausbesitzer tun es ihm gleich, denn die Stadt hat für das Abrissgebiet eine Verordnung erlassen, die das Renovieren und Vermieten praktisch unmöglich macht, und da kann man dann auch gleich aufgeben.

So kommt ein Stück Leergut nach dem anderen zusammen, für die Vernichtung. Es sei die alte Strategie der Flächensanierer, sagt die Historikerin Katrin Gems von der Geschichtswerkstatt Duisburg-Nord, „man sorgt für Leerstand, der dann beklagt und als Grund für den Abriss herangezogen wird." 92 der 121 abzureißenden Häuser hat die Stadt mittlerweile in ihren Besitz gebracht, und dass der Rest bald dazukommt, muss man befürchten. Denn mittlerweile braucht es starke Nerven und ein dickes Fell, um noch auszuhalten in dem Gebiet zwischen Edith- und Kronstraße.

Es gab Zeiten, Anfang des vergangenen Jahrhunderts, da war dies ein starkes Stück Stadt, 23 Gast- und Schankwirte, 19 Bäcker, 30 Kolonialwarenhändler, acht Schneider, 14 Frisöre, ein Kaufhaus, ein Kino, ein Theater, es war Leben hier, Konsum, Kultur – und heute? Verlassene Wohnungen, zerborstene Scheiben, mit Brettern und Blechen verrammelte Türen und Fenster. Manche Wände sind mit roten Zeichen markiert, es sind offenbar die Wegweiser für die Abrissteams. Es ist kein Ort, an dem man länger bleiben möchte als nötig.

Dabei, sagen Günter und Zöpel, ließe sich dem Stadtteil mit geringem Aufwand der alte Glanz wieder zurückgeben, wenn man nur wollte. Doch alle Appelle für ein Moratorium haben bisher nichts genutzt. Die Stadt will nicht innehalten, sie will nichts überdenken, sie will ihr Projekt durchziehen. Sie tut nichts gegen die Plünderer, die wie die Aasgeier über die leeren Häuser herfallen und alles mitnehmen, was sich verkaufen lässt. Ja, die hohen Schrottpreise, sagt im Rathaus Dr. Greulich dazu, das löse natürlich Begierden aus. Und selbstverständlich weist er jeden Verdacht weit von sich, die Plünderer kämen der Stadt ganz recht oder würden gar von ihr ermuntert, um den Druck auf die letzten Standhaften zu erhöhen – solche Methoden habe man nicht nötig.

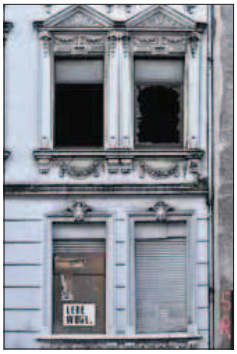
Es gibt merkwürdige Löcher in einigen Dächern – Zufall?

Das mag so sein oder auch nicht – Hagedorn glaubt die Wahrheit zu kennen. Er führt durch das Viertel und zeigt einem merkwürdige Löcher in einigen Dächern, darunter auch seines, wo ganz offensichtlich die Ziegel entfernt wurden. Zufall? Hagedorn sagt, wo es durchregne, wo Wände nass würden, wo der Verfall fortschreite, da steige der Leidensdruck und die Bereitschaft, den Widerstand aufzugeben – und wer profitiere davon? Na bitte. Ein Stück die Straße hinunter beim alten Herrn Hoffmann haben sie vor Weihnachten die Fenster eingeworfen, mit Ziegelsteinen. Auch nur ein Zufall?

Zermürben, entnerven, man fühlt sich an die Methoden übelster Immobilienhaie erinnert – und das für eine „Rasenfläche mit ein paar Wellen". So nennt Roland Günter voller Verachtung, was sich die Verantwortlichen zu einem „Grüngürtel", zu einem „Landschaftsbauwerk" oder gar zu einem „Park" zurechtgeschönt haben. In der virtuellen Welt der Werbung lebt es sich besser und vor allem mit besserem Gewissen, und da ist offenbar auch das Wort „Rückbau" entstanden für das, was man mit Bruckhausen macht. Als ginge es darum, nur ein paar Häuser zu verrücken.

Was tatsächlich stattfindet, sagt Yasar Durmus. Er hat seine Wurzeln in der Türkei, aber er spricht gut Deutsch und wählt seine Worte mit Bedacht, auch dieses: Vertreibung. Er hat Klage eingereicht, er ist immer noch bereit zu kämpfen. Hagedorn ist mit einer Klage bereits gescheitert und hat Geld dabei verloren. Er will es trotzdem noch ein zweites Mal versuchen. Im Erdgeschoss in den Fenstern hat er Aufrufe und Texte aufgehängt. Auf einem der Blätter steht: „Dieses Haus wurde im Kaiserreich gebaut. Es hat zwei Weltkriege überstanden und ist jetzt 104 Jahre alt."

Es ist fast, als spräche das alte Haus selber, lasst mich stehen, doch danach sieht es nicht aus.



Szenen aus Duisburg-Bruckhausen: Auf der Dieselstraße (großes Foto) sind die ersten Häuser weg. Das Stahlwerk ist allgegenwärtig. Fotos: Luis Wolff